

»Christsein heißt auskunftsfähig sein«

Bibelarbeit

Walter Schmithals

»Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir. So lasset uns nun durch ihn Gott allezeit das Lobopfer bringen, das ist die Frucht der Lippen, die seinen Namen bekennen. Wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl. Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen; denn sie wachen über eure Seelen, als die da Rechenschaft dafür geben sollen; damit sie das mit Freuden tun und nicht mit Seufzen; denn das ist euch nicht gut (Hebr. 13, 14–17, nach der Übersetzung Luthers).«

Diese Verse gehören dem Schluß des Schreibens an die Hebräer an, eines Schreibens, das erst gegen Ende den Charakter eines wirklichen Briefes gewinnt. Freilich bleibt uns auch vom Briefschluß her verborgen, wer Absender und Empfänger waren. Dies Manko können wir angesichts unserer Verse verschmerzen; denn sie gehören zur Schlußermahnung, und eine Schlußermahnung pflegt im allgemeinen, wenn auch nicht zeitlos, so doch in der Weise zu formulieren, daß die aktuellen, konkreten Probleme sich im Rahmen übergreifender Zusammenhänge begegnen.

Der vorausgehende Abschnitt nimmt offenbar auf solche konkreten Probleme Bezug und ist nach Ausweis der Kommentare besonders dunkel.

... keine bleibende Stadt!

Aber diese schwer bestimmbareren konkreten Probleme werden durch den ersten Vers unseres Abschnittes einem grundsätzlichen Aspekt des christlichen Daseins untergeordnet: *»Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern strecken uns nach der kommenden aus«* (V. 13).

Die Theologen werden überlegen, ob die Sprache dieses Satzes mehr gnostisch-spiritualistisch oder mehr apokalyptisch-dualistisch bestimmt ist. Das kann dahingestellt bleiben; denn der Verfasser rät weder in der einen noch in der anderen Weise zur Weltflucht. Er fordert seine Leser nicht auf, sich aus der irdischen Unruhe und Betriebsamkeit auf die inneren Werte,

aus der Sinnlichkeit auf die Welt der Ideen und Ideale zurückzuziehen oder gar das Göttliche in den Geheimnissen der eigenen Seele anzuschauen. Aber er beklagt auch nicht vor ihren Ohren den zunehmenden Zerfall dieses Weltlaufs, der immer schlechter und schließlich so schlecht wird, daß der Umbruch in die neue Qualität eines paradiesischen Daseins unvermeidlich wird.

Eher wird man der Meinung unseres Verfassers nahe kommen, wenn man den polemischen Ton beachtet, der den ersten Teil seiner Feststellung regiert: . . . *hier keine bleibende Stadt.*

Man hat diese Antithese – das liegt bei dem Hebräerbrief nahe – auf die jüdische Erwartung bezogen, auf Erden eine bleibende Stadt zu haben, und in der Tat ist es die jüdische Heilserwartung eines gelobten irdischen Landes mit der Stadt auf dem Zion, die einen Bogen von den Schrecken des jüdischen Krieges im Jahre 70 – vielleicht schreibt der Verfasser im Blick auf das zerstörte Jerusalem – bis zu der neuen Staatswerdung Israels schlägt und die dem jüdischen Volk in dieser ganzen Zeit half, unter den Völkern sich selbst und seine Identität zu bewahren. Solche Erwartung einer bleibenden irdischen Stadt unterliegt der Kritik des Evangeliums, und auch die Freude der Christen darüber, daß die Juden aus der Zerstreuung in die Geborgenheit eines eigenen Landes zurückgefunden haben, darf solche Kritik nicht verstummen lassen. Es ist die Kritik an aller politischen Theologie, die das Politische zur sinngebenden Instanz für den Menschen macht und damit den Politiker zum Heilbringer erhöht oder die Botschaft des Evangeliums zur politischen Belehrung und Bevormundung verfälscht.

Die kommende Stadt . . .

Nun war auch das Heidentum in neutestamentlicher Zeit einer ähnlichen politischen Heilslehre verfallen. Der wundervolle und segensreiche Friede im römischen Reich seit der Zeit des Kaisers Augustus förderte die Vergöttlichung der Kaiser, die der Welt mit dem Frieden den Wohlstand und eine glanzvolle Kultur brachten, herrlich ausgestaltete Städte, deren Reste noch heute imponierend dastehen, daß sie für die Ewigkeit gebaut waren, voran Rom, die bleibende, ewige Stadt: nicht nur Zeichen des vergänglichen Wohls, des irdischen Wohlstands, sondern Zeichen des wahren Heils. Das Nein zu dieser politischen Religion durchzieht das ganze Neue Testament, das insofern überaus politisch ist und diese politische Aktualität bis heute nicht verloren hat, ja, heute neu gewinnt.

Denn ist nicht für viele christliche Prediger auch heute die kommende Stadt, die wir suchen, die konfliktfreie Gesellschaft, die gerechte Welt!? Es steht außer Frage, daß die Christen sich in ihrer Sorge um eine in dieser Weise heile Welt von niemand übertreffen lassen dürfen; und welcher gewissenhafte Christ lebte nicht ständig unter dem Druck der Diskrepanz des

guten und nötigen Wollens und der großen Ziele einerseits und der begrenzten Möglichkeiten andererseits. Indessen polemisiert die Feststellung, daß wir hier keine bleibende Stadt haben, gegen alle Versuche, das Heil von unseren Werken, von unseren Leistungen, von unseren – so muß man den reformatorischen Protest gegen die Werkgerechtigkeit heute formulieren – politischen Anstrengungen zu erwarten.

Die Feststellung, daß wir hier keine bleibende Stadt haben, verbietet auch die Annahme, daß wir zwar nicht das letzte Ziel, wohl aber viele vorletzte Stationen der kommenden Stadt mit unseren ethischen Anstrengungen erreichen können. Die kommende Stadt ist nicht die Vollendung unserer irdischen Städte, die Überhöhung des Vorläufigen zum Bleibenden, Ergebnis einer letzten Anstrengung Gottes, mit der er unsere Anstrengungen krönt, der Punkt der Gnade hinter dem langen Satz unserer Werke. Die kommende Stadt ist das Ende aller unserer Städte, ihrer Hinterhöfe und ihrer Paläste, ihrer gerechten und ihrer ungerechten sozialen Verhältnisse.

Darum ist im Blick auf die kommende Stadt die Auskunfts-fähigkeit des Christen sehr begrenzt, und nicht zufällig reden die, welche hier viel zu wissen meinen, meist nur von den vergänglichen Städten, die sie sich in Gold und Silber gebaut denken. Aber kein Auge hat das himmlische Jerusalem gesehen; darum ist uns auch der Mund verschlossen. Nur negativ läßt sich die kommende Stadt deutlich beschreiben: . . . *hier keine bleibende Stadt*. Aber dies Negative ist zugleich das Positivste, das wir von der Stadt Gottes überhaupt sagen können:

Die kommende Stadt fängt dort an, wo uns die Sorge um das Heil aus den Händen genommen ist.

Nach der kommenden Stadt kann man sich nur, braucht man sich nur mit leeren Händen ausstrecken. Wo der Mensch es wagt, inmitten aller Geschäftigkeit seines Lebens, gerade auch in der guten, notwendigen, liebevollen Geschäftigkeit in den vergänglichen Städten, leere Hände zu behalten, dort ist die gesuchte Stadt nicht fern.

Die Gegenwart Gottes – unser Lobopfer

Und damit sind wir bei dem zweiten Satz unseres Abschnitts:

»Um seinetwillen bringen wir deshalb Gott allezeit Lobopfer dar, nämlich die Frucht der Lippen, die seinen Namen bekennen« (V. 14).

Das »um seinetwillen« greift auf Vers 12 zurück: Mit ihm, dem gekreuzigten Jesus, tragen wir vor dem Lager seine Schmach. Es betont also die Gegenwart Gottes unter denen, die sich ihrer leeren Hände – seiner Schmach – nicht schämen, und damit die Gegenwart der gesuchten Stadt inmitten unserer Städte, die Gegenwart des Friedens unter den Bedingungen des Unfriedens, die Gegenwart des Heils unter denen, die zwischen Wohlsein und Unwohlsein, zwischen Wohlstand und Elend schwanken. Denn die ge-

suchte Stadt, für die unsere Städte kein Vorbild sind, zeichnet sich ja nicht durch feste Mauern, herrliche Gebäude, vollendete Verfassung, Wohlstand für alle und ähnliche angenehme Langweiligkeiten aus – Brot und Spiele gab es auch in Rom umsonst, als der göttliche Kaiser herrschte –, sondern dadurch; daß Gott in ihrer Mitte ist. Die Suche nach der kommenden Stadt ist stets die Suche nach der Gegenwart Gottes bei seinem Volk. Und »um seinen willen« – um des vor den Toren der Stadt Gekreuzigten willen – ist diese Gegenwart allerorten greifbar nahe, so daß wir in unseren Städten als Bürger der Gottesstadt wohnen können. Wer den Tod Jesu Christi verkündigt, kann daher nicht mehr vom »Tod Gottes« reden; er verkündigt den unter uns und für uns lebendigen Gott.

Aus diesem Grund können wir *allezeit* Lobopfer darbringen. Das »allezeit« hat der Verfasser in die alttestamentlichen Stellen, die seiner Wendung in Vers 15 zugrunde liegen, eingefügt: Es ist ein christologisches »allezeit«. Das Lob ist nicht abhängig von dem Zustand der vergänglichen Stadt, von dem Ausmaß des irdischen Wohls. Es wechselt sich nicht ab mit dem Seufzen über die böse Welt und mit dem Befehl, erst einmal lobenswerte Zustände zu schaffen. Es ist in Hütten und Palästen am Platz, in Hunger und Wohlstand, in Freiheit und Zwang, in Glück und Elend. Denn es ist das gegenwärtige Lob in der Gottesstadt.

Wir in unserem Wirtschaftswunderland im allgemeinen glücklichen, saten, freien und zufriedenen Christen wagen das oft kaum noch zu sagen, weil wir den Vorwurf fürchten, die Elenden zu vergessen oder uns gar zynisch der Sorge um sie zu entledigen. Unsere Unsicherheit angesichts solcher Anfragen ist verständlich. Denn: sind wir uns sicher, daß wir das Lob, das uns heute meist nicht schwer fällt, auch im Elend ohne Klage festhalten werden? Aber solche Skrupel entbinden uns nicht vom Lob der Wahrheit, und die Auskunft unseres Textes kann kein Christ zurücknehmen, auch wenn er sie nur mit Furcht und Zittern weitergeben kann: Das christliche Lob darf und soll *allezeit* laut werden; denn es beruht nicht auf dem Ausmaß irdischen Wohls, für das zu danken uns gewiß auch wohl ansteht, sondern auf Ihm, der Menschen in Wohlstand und Elend, in Freiheit und Verfolgung, in guten und bösen Gerüchten, in Gerechtigkeit und Schuld zu seinen Kindern beruft: Es wäre ein elender Glaube, der das Lob Gottes von dem Maß unseres Wohlbefindens abhängig machte.

Das Lob aus der Tiefe war noch immer die Bewährungsprobe des Glaubens. Und diese Probe – »es sei durch Leben oder durch Tod« (Phil. 1, 20) – bleibt niemandem von uns erspart.

Das Lob wird in alttestamentlicher Sprache genannt: »*Frucht der Lippen, die seinen Namen bekennen.*« Damit wird, wie es der Theologie des Hebräerbriefes entspricht, eine Abgrenzung gegenüber dem blutigen Opferkult des alten Bundes vollzogen. Das »allezeit« verbietet aber zugleich, das

»Lobopfer der Lippen« auf den sonntäglichen Gottesdienst der christlichen Gemeinde zu beschränken, wenn auch die Proklamation »seines Namens«, das heißt die Proklamation der Herrschaft Gottes in Jesus Christus in den Versammlungen der Gemeinde die Grundlage alles öffentlichen Bekenntnis ist. Aber im übrigen vollzog sich das öffentliche Bekenntnis in der frühen Christenheit vornehmlich darin, daß man in einer heidnischen Umwelt einfach Christ und Glied der christlichen Gemeinde war und sich in dieser Eigenschaft zu den anderen Menschen, Gruppen und Institutionen in Solidarität und Abgrenzung verhielt.

Die Auskunftsfähigkeit der Christen in jener Zeit bestand nicht vor allem darin, daß jeder von ihnen ein kleiner Theologe war.

Nach allem, was wir von den Christen selbst und von ihren Gegnern erfahren, gaben sie Auskunft über die Wahrheit ihres Glaubens vornehmlich mit der Überzeugungskraft ihres Lebens aus Glauben. Diese Feststellung soll die frühe Christenheit nicht idealisieren. Das verdient sie nicht. Wo das Leben eine Wahrheit bezeugen muß, werden auch unsere Schwächen offenbar. Auch die frühe Christenheit kann das nicht verleugnen.

Aber je mehr wir uns mit dem Gedanken einer Auflösung der Volkskirche vertraut machen müssen, um so mehr müssen wir uns überlegen, wie die Christen ihren Glauben öffentlich darzustellen haben, auskunftsfähig sein sollen. Dergleichen Überlegungen tun gut daran, biblische Erfahrungen mit einzubeziehen. Auf eine solche Erfahrung weist unser Vers hin: auf die Auskunftsfähigkeit und Überzeugungskraft eines christlichen Lebens, besser: eines überzeugenden menschlichen Lebens der Christen. Und die beste Auskunft, die Christen mit ihrem Leben von ihrem Glauben geben können, ist, daß sie mit ihrem Leben Mut zum Leben machen, zu einem Leben, zu dem das Scheitern und der Tod hinzugehören.

Wohltätigkeit und Gemeinschaft

Zu solchem Leben aus Glauben gehörte dann freilich auch, gehört und wird gehören das Opfer, von dem Vers 16 spricht: *»Das Werk der Wohltätigkeit und das Werk der Gemeinschaft vergeßt nicht; denn solche Opfer sind Gott wohlgefällig.«* Von diesem Opfer wird nicht zuerst gesprochen. Das will in einer Zeit beachtet sein, in der die Sorge um das Wohl unseres Daseins, der nicht-bleibenden Städte, oft mit dem Sinn und der Wahrheit menschlichen Lebens überhaupt zusammenzufallen droht. Aber es ist der Christenheit doch auch mit Recht nie fraglich gewesen, daß die Liebe ein unverzichtbarer Bestandteil des Glaubens ist, wenn es uns allen auch schwerer fällt, praktisch über diesen Sachverhalt Auskunft zu geben und mit unserer Liebe Gott zu loben, als theoretisch die Notwendigkeit der Liebe zu behaupten.

Über den Unterschied um den Zusammenhang der Begriffe »Wohltätigkeit« und »Gemeinschaft« machen sich die Ausleger mit Recht viele Gedan-

ken. Sicher ist, daß sich hinter beiden Begriffen keine öffentliche Sozialpolitik und keine sozialen Utopien der Christenheit verbergen. Beides gab es damals in Politik und Weltanschauung, und zumindest an der öffentlichen Sozialpolitik der Kaiserzeit hatten die Christen als Staatsbürger auch ihren Anteil. Aber die Kirche als solche sah beides nicht für ihre Aufgabe an. Das braucht uns heute nicht als Maßstab eigenen Verhaltens zu dienen, zumal wenn man die unbedeutende, einflußlose öffentliche Stellung der frühen Christenheit bedenkt. Aber ist es nicht auch in unserer pluralistischen Gesellschaft klerikale Besserwisserei, wenn die Kirche die Richtlinien der Sozialpolitik bestimmen will? Und stellt sich die Kirche nicht gerade dabei der Welt zu schnell gleich, statt ihr Licht zu sein?

Ich habe kein hinreichendes Urteil darüber, ob die Entwicklungshilfe wirklich die Entwicklung der armen Länder fördert oder ob sie, wie manche befürchten, die Eigeninitiative lähmt und die Abhängigkeiten befestigt. Vermutlich lautet das Urteil darüber im Einzelfall sehr verschieden. Der in der Liebe tätige Glaube gebietet dem Christen unzweifelhaft, sich für alle sinnvolle Entwicklungshilfe einzusetzen und die psychologischen Barrieren gegenüber diesem Dienst der Liebe unter den wohlhabenden Völkern abzubauen. Aber wenn ich sehe, daß auch die Kirche viele ihrer Mittel in die langfristige Entwicklungshilfe gibt, während zugleich Millionen Menschen an Hunger sterben, so frage ich mich, ob das nicht – auch im Zeichen der Liebe – zu sehr politisch und zu wenig kirchlich gedacht ist.

Ist es nicht das Vorrecht der Kirche, die Sorge um die Zukunft an die zweite Stelle zu rücken und den augenblicklichen Dienst der Liebe an die erste Stelle?

Darf sie nicht ernst machen mit dem Wort der Bergpredigt, es sei genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe? Äußert sich nicht in dieser Art der Liebe auch die Kraft des Glaubens? Soziale Zukunftsprogramme hatten auch Priester und Levit; sie sammelten und verwalteten den Tempelschatz und die Armenkasse. Dem unter die Mörder Gefallenen half nur der Samariter, der exemplarische Christ. Soll nicht die Kirche heute 1000 Menschen vor dem sicheren Hungertod bewahren, auch wenn mit demselben Geld auf dem Weg über die Entwicklungspolitik morgen vielleicht einmal 3000 leben könnten?

Die frühe Christenheit hatte keine Perspektiven für die Dauer der Welt. Vielleicht hat ihr das geholfen, ihre Liebe in Gestalt des unmittelbaren Dienstes am Nächsten zu bewähren, eines Dienstes, der in seiner Direktheit nicht nur den Empfänger beeindruckte, sondern auch den Geber besonders motivierte. Jedenfalls ist unbestritten, daß die frühe Christenheit in dieser Unmittelbarkeit der Liebe die Stadt auf dem Berge war, die nicht verborgen bleiben konnte, so daß sie in dieser Liebe Auskunft gab über ihren Glauben; über einen Glauben, der sich unbesorgt um das Morgen der Not der Gegen-

wart öffnen konnte. In einer Zeit der von der berechtigten Sorge um die Zukunft getriebenen weltweiten Sozialpolitik täte es der christlichen Gemeinde gut, sich auf diesen spezifischen Zug ihres Liebesdienstes zu besinnen.

Sie könnte dann auch besser in den Blick bekommen, daß die Liebe der Christen sich nicht nur den materiell Elenden zuwendet. Manche Ausleger meinen, die Unterscheidung von »Wohltätigkeit« und »Gemeinschaft« in Vers 16 griffe die jüdische Unterscheidung von »Almosen« und »Liebeswerke« auf. Das möchte sein. Almosen bzw. Wohltätigkeit richtet sich auf die materielle Not; die Liebeswerke gehen darüber hinaus: sie betreffen den Besuchen der Kranken, die Tröstung der Einsamen, den Beistand der Verlassenen und was immer es an Akten mitmenschlicher Barmherzigkeit geben mag. Der an sich richtige Gemeinplatz, Jesus habe sich der Elenden angenommen, besagt mehr. Der Zöllner, Musterbeispiel des von Gott in Jesus geliebten Menschen, war nicht materiell benachteiligt. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Darum darf auch die Liebe nicht materialistisch verengt werden: Wenn man in Berlin eine Hinterhofkolonie mit arbeitenden Menschen und mit Kindern, denen sich die Chancen des sozialen Aufstiegs bieten, und ein von Komfort und Wohlstand strotzendes Altenstift miteinander vergleicht und fragt, wo Werke der Liebe nötiger sind, wo die Sehnsucht nach Liebe größer ist, so verweist die Antwort auf dieses Haus, in dem sich mit dem Wohlstand auch Einsamkeit und Bitterkeit häufen.

Weil »Almosen« und »Gemeinschaft« den christlichen Liebesdienst charakterisieren, ist auch der liebesfähig, der zu arm ist, Almosen zu geben, und darf sich auch der lieben lassen, der im Überfluß lebt.

Lehrer – Hirten – Diener

Vers 17 steht in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit den bisher behandelten Versen. Er greift auf den Anfang der ganzen Schlußermahnung, auf Vers 7 zurück, demzufolge man an die Lehrer, die einem einst das Wort Gottes brachten, denken und ihrem Glauben nachfolgen soll. Vers 17 spricht von den gegenwärtigen Lehrern:

»Gehorcht euren Lehrern und fügt euch ihnen; denn sie wachen über euren Seelen und werden dafür Rechenschaft ablegen müssen. Dann werden sie es mit Freuden tun und nicht mit Seufzen; denn das wäre euch schädlich.«

Der Gedankengang ist deutlich; die Überlegung ist nüchtern. Die uneingeschränkte Empfehlung der Lehrer, also der Pastoren bzw. »Hirten« der Gemeinde, ist uns allerdings nicht erst seit den Demokratisierungstendenzen in der Kirche bedenklich, unbequem. Wo bleibt das allgemeine Priestertum der Gläubigen? Luther sagte einmal, dieser Vers habe ihn lange abgeschreckt, gegen das Papsttum zu schreiben. Calvin legt Wert auf die Feststellung, daß der Hebräerbrief natürlich nur von den rechten, treuen Hirten

rede; die anderen verdienten keine Ehrfurcht, viel weniger Vertrauen. Moderne Ausleger weisen darauf hin, daß man die konkrete Situation berücksichtigen müsse, nämlich die von den Irrlehrern drohende Gefahr.

Dies alles ist richtig und bedenkenswert, bestätigt aber zugleich, daß in der Gemeinde Lehrer gesetzt sind, die Verantwortung tragen, Rechenschaft ablegen müssen und auf die zu hören geboten ist. War das schon in früher Zeit so, so erst recht heute, wo es zum rechten Verstehen der Bibel und der christlichen Tradition oft eines wissenschaftlichen Apparates und einer theologischen Anleitung bedarf.

Wenn die christliche Gemeinde aus der Summe religiöser Erfahrungen oder frommer Anstrengungen lebte, die wir zu der Wirklichkeit des Christlichen zusammentragen, so könnte es die Autorität eines Lehrers und Hirten nicht geben, und Demokratisierung, Volksherrschaft bzw. Herrschaft der frommen Christen wäre das Gebot der Stunde.

Nun steht aber die christliche Gemeinde unter der Herrschaft Jesu Christi, und das heißt, unter der Herrschaft des Wortes vom Kreuz. Dies Wort will übertragen werden: in das *Leben* jedes einzelnen von uns; darin, im lebendigen Glauben, sind alle gleich, und in der Unmittelbarkeit des Glaubens zu Gott besteht das Priestertum aller Gläubigen.

Aber das Wort will auch in die *Sprache* unserer Zeit übertragen werden, um uns im Leben zu erreichen.

Insofern bedarf das Wort der Diener – nicht der Herren! – des Wortes. Weil wir nicht aus uns leben, sondern aus dem Wort, das im Anfang war, gibt es den Boten des Wortes, der seine Autorität allein durch das Wort hat, aber in dieser Autorität Gehör finden darf. Daß jeder Christ zu gegebener Zeit und an gegebenem Ort Anteil an dieser Autorität gewinnen kann, macht diese Autorität nicht zunichte, sondern richtet sie auf: die Autorität Jesu Christi durch seine Diener und Lehrer, die für ihr Zeugnis – insofern werden auch sie gemahnt! – Rechenschaft ablegen müssen vor dem, dessen Wort sie bezeugen.

Dies alles ist tröstlich. Die Auskunftsfähigkeit des Christen besteht dann jedenfalls nicht darin, daß jedermann auch ein Theologe sein muß. Aber jeder Christ darf Gott allezeit öffentlich loben mit seinem Leben, zu dem eine Liebe gehört, die jeder ohne Unterschied geben und empfangen kann.